

WALTER SIEBEL

Stadtkultur ist eine Kultur der Differenz¹

Aus den Interaktionen zwischen Ungleichheit, Ungleichartigkeit und Ungleichzeitigkeit entsteht die Kultur der Stadt. Stadtkultur ist eine Kultur der Differenz.

Auf dem Dorfplatz begegnet man in der Regel Nachbarn und Verwandten, dort ist der Fremde auffällig, im öffentlichen Raum der Stadt fällt dagegen der Bekannte auf, und trifft man zu viele, beschleicht einen der Verdacht, in der Provinz zu leben, nicht in einer richtigen Stadt. Stadt beginnt, wenn die Bewohner sich nicht mehr persönlich kennen. Im ersten Teil des Textes wird begründet, weshalb die Stadt als Ort zu definieren ist, an dem Fremde leben. Begegnungen mit Fremden konfrontieren mit Neuem, Andersartigem und Widersprüchlichem. Wenn die Erfahrung des Fremden nicht abgewehrt wird, ist sie Anlass zu produktiven Veränderungen. Mit Bezug darauf definiert Erdheim (Erdheim 1992: 734) Kultur als »... das, was in der Auseinandersetzung mit dem Fremden entsteht. Sie stellt das Produkt der Veränderung des Eigenen durch die Aufnahme des Fremden dar.« Die Stadt als ein Ort, wo Fremde wohnen, ist ein Ort kultureller Produktivität. Das wird im zweiten Teil begründet. Eine produktive Auseinandersetzung mit dem Fremden ist hoch voraussetzungsvoll. Im dritten Teil werden Risiken einer Kultur der Differenz dargestellt.

I

Der Prototyp des Städters ist der Fremde. Drei Gründe sind dafür verantwortlich: *Erstens* beschränkt die moderne Großstadt die Chancen, dass aus Fremden Vertraute oder auch nur Bekannte werden. Das liegt schon an der schieren Zahl ihrer Bewohner. Spätestens ab viertausend Einwohnern stößt der Wunsch, seine Mitbewohner persönlich zu kennen, an die Grenzen des menschlichen Gedächtnisses. Die Vielfalt der städtischen Berufe erhöht den Informationsbedarf, will man auch nur etwas über die Arbeit seiner Mitbewohner wissen. Zugleich erschwert die Arbeitsteilung

¹ Der Beitrag ist eine Zusammenfassung von Walter Siebel: *Die Kultur der Stadt*, Teil 4: *Die Stadt als Ort, an dem Fremde leben*, Berlin: edition suhrkamp 2015, S.285–391.

die Beschaffung der Informationen, denn sie schafft unterschiedliche Informationschancen. Eine Hausfrau wird anderen Menschen begegnen als ein Streifenpolizist, der wiederum andere zu sehen bekommt als der Portier eines Luxushotels. Auch die Verinselung der Stadt in mehr oder weniger homogene Milieus verringert und selektiert Informationschancen. Hinzu kommt die hohe Fluktuation: statistisch gesehen wechselt jeder Berliner alle vier Jahre seine Wohnung. So fehlt oft die Zeit, auch nur seinen Nachbarn richtig kennen zu lernen. Schließlich verhindern die Regeln des Verhaltens im öffentlichen Raum, dass aus Fremden Bekannte werden. Es sind Regeln der Nichtbeachtung. Charakteristisch für den Großstädter ist seine »Gleichgültigkeit gegen das räumlich Nächste« (Simmel 1992: 718).

Zweitens wird Fremdheit ständig in die Stadt importiert. Städte entstehen und wachsen durch Zuwanderung. Zuwanderer aber, ob sie nun aus Schwaben oder Anatolien kommen, tragen ihre besonderen Lebensweisen in die Stadt, die den dort bereits Ansässigen mehr oder weniger fremd erscheinen können.

Der *dritte* und wichtigste Grund, die moderne Großstadt als Ort zu bestimmen, an dem Fremde leben, liegt aber darin, dass die moderne Großstadt die unterschiedlichsten Milieus aus sich heraus produziert. Die Vielfalt dieser Milieus entwickelt sich entlang sozialer, kultureller und zeitlicher Scheidelinien.

Ungleichheit: die soziale Differenzierung der Stadt

Vieles von dem, was als Diversität der Stadt erfahrbar ist, beruht auf sozialer Ungleichheit. Die Vielfalt der Stadt ist durch und durch strukturiert nach den Ungleichheiten in der Verfügung über politische, ökonomische und kulturelle Ressourcen. Ungleichheit ist solange erträglich, wie die reale Chance besteht, sie zu überwinden, sei es gemäß dem liberalen Modell individuell durch Bildung und Leistung, sei es gemäß dem sozialistischen Modell kollektiv durch politische und gewerkschaftliche Organisation. Nur unter der Bedingung ihrer Überwindbarkeit ist es legitim, Ungleichheit als ein Element städtischer Diversität zu akzeptieren. Ausgrenzung, die systematische Versagung von Teilhabechancen an dem, was in einer Gesellschaft als menschenwürdiges Leben gilt, ist die Verfallsform sozialstrukturell bedingter Diversität.

Ungleichartigkeit: die kulturelle Differenzierung der Stadt

Individualisierung ist ein zentrales Versprechen der Stadtkultur. Stadtluft macht auch heute noch frei. Größe und Unüberschaubarkeit, die Fragmentierung und Offenheit sozialer Beziehungen in der Stadt lassen die dichten sozialen Kontrollen dörflicher Nachbarschaften nicht zu. Im Schutz der Anonymität der Großstadt kann man sich neu erfinden, ohne gleich fürchten zu müssen, von Nachbarn und Verwandten auf die alte Identität verpflichtet zu werden. Es gehört geradezu zum Kanon urbanen Verhaltens, sich nicht um den anderen zu kümmern. Lockere soziale Kontrollen und die urbane Indifferenz des gelernten Großstädters sind die negativen Voraussetzungen der Individualisierung wie der Ausbildung kultureller Differenz zwischen sozialen Gruppen.

Je größer eine Stadt, desto eher sind auch Minderheiten groß genug, um ihre Kultur etwa durch den Aufbau einer besonderen Infrastruktur zu stabilisieren. Die räumliche Segregation schafft geschützte Räume, in denen sich abweichende Kulturen entfalten können. Die Vielzahl unterschiedlicher Milieus in einer Stadt wiederum erzeugt eine Vielfalt von Gelegenheiten, ein anderer zu sein. Die stadtypische Aussparung einer privaten Sphäre öffnet einen Raum, um die eigenen Besonderheiten auszuleben. Und schließlich ist die Arbeitsteilung in Städten ausgeprägter als anderswo. Arbeitsteilung aber ist eine objektive Basis für die Besonderung des Individuums. In der großen Stadt ist jede(r) gezwungen, sich in der Konkurrenz durch Betonung der eigenen Besonderheit zu behaupten, zugleich findet sich noch für die ausgefallenste berufliche Spezialisierung eine ökonomisch tragfähige Nachfrage (Simmel 1993: 201). Größe, freiwillige Segregation und Arbeitsteilung sind die positiven Bedingungen für individuelle wie für gruppenspezifische Differenzierungen in der Stadt.

Moderne Gesellschaften sind nicht nur sozial, sondern auch funktional differenziert in die verschiedenen Subsysteme des Rechts, der Politik, des Militärs, der Ökonomie, der Wissenschaft, der Kunst, der Familie und andere (Luhmann 2017: 5–23). Die einzelnen Subsysteme bilden unterschiedliche Funktionslogiken aus, die schwer miteinander vermittelbar sind. Die Logiken der Macht (Politik, Militär), der Liebe (Familie) oder der Wahrheit (Wissenschaft) sind einander zutiefst fremd. Damit entsteht eine weitere Dimension möglicher Erfahrung von Fremdheit: die Erfahrung anderer Denkweisen.

Die kulturelle Vielfalt der Stadt birgt nicht nur die Chancen, sondern auch die Risiken der Individualisierung, und beides verteilt sich nicht allein nach Begabung und Interesse. Das Bild von der Stadt als eines Mosaiks aus kulturell differenten aber gleichwertigen kleinen Welten, die allen offen stehen, unterstellt eine Utopie durchgesetzter Demokratie und Chancengleichheit. In der Realität bleiben die Chancen der Teilhabe an den in einer Gesellschaft objektiv gegebenen Lebensmöglichkeiten bestimmten Gruppen versagt. Versagte Teilhabe kann zu einer reaktiven Verhärtung kultureller Differenz führen: man zieht sich zurück auf die eigene Besonderheit, die kompensatorisch für vermeintliche oder erfahrene Zurückweisungen zur überlegenen Kultur überhöht wird und jeden anderen ausschließt. Fundamentalismus jeglicher Couleur ist die Verfallsform kultureller Diversität.

Ungleichzeitigkeit: die zeitliche Differenzierung der Stadt

Eine dritte, zeitliche Dimension der Differenzierung neben der kulturellen und der sozialstrukturellen ist die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Sie ergibt sich einmal aus der für die europäische Stadt typischen Präsenz von Geschichte im Alltag des Städters. Im Körper der Stadt überlagern sich die Epochen der Geschichte. Je älter ein Gebäude, desto unterschiedlicher die Ästhetiken, Nutzungen und Lebensweisen, an die es seine heutigen Nutzer erinnern könnte.

Die Präsenz von Geschichte ist nur eine Quelle von Differenz, eine andere ist Migration. Mit ihr werden vormoderne Lebensweisen und informelle Ökono-

mien in die moderne Stadt transferiert. Eine dritte Ursache ist der soziale Wandel, denn er erfasst niemals alles und alle in der Stadt, und was er erfasst, erfasst er nicht zur selben Zeit und gleichermaßen. Mit dem Wandel der Arbeitswelt entstehen neue Produktionsweisen, alte verschwinden und noch ältere werden wieder modern. So entsteht ein Nebeneinander fordistischer, präfordistischer und postfordistischer Arbeitswelten. Mit der Globalisierung dringen internationale Investoren in die Städte. Sie schaffen mit immer denselben Stararchitekten Inseln der Internationalität mit überall den gleichen Infrastrukturen und dem überall gleichen Ambiente für eine Arbeitskrafteélite, die sich überall zuhause fühlen will. So entstehen die Mischungen aus Moderne und Rückständigkeit, aus Neu- und Altbau, aus Filialbetrieben großer Handelskonzerne und den Resten alter Vertriebsformen, aber auch das Nebeneinander von ethnischen Kolonien und gentrifizierten Vierteln.

Geschichte wird auch in Museen präsentiert. Aber anders als im Fall historischer Gebäude sind die im Museum ausgestellten Zeugnisse der Geschichte aus ihren städtischen Zusammenhängen herausgelöst, in Vitrinen eingeschlossen und gegen Eintritt zu festgelegten Öffnungszeiten zu besichtigen. In der *Heritage* Industrie werden sogar Lebensformen und Produktionsweisen musealisiert. Schauspieler und ehemalige Betriebsangehörige führen das Leben in einem vor-modernen Dorf oder die Arbeit in einer Kohlenzeche für Touristen auf. Eine derartige Musealisierung ganzer Ausschnitte städtischen Lebens, die diese aus ihren funktionalen Verflechtungen in der Stadt herausgelöst als lebendige Mumie präsentiert, ist die Verfallsform der zeitlich bedingten Diversität der Stadt.

Grundgedanke der Theorien moderner Gesellschaften ist die Konzeption von sozialem Wandel als einem Prozess fortschreitender Differenzierung. Weber hatte das auf Unterschiede der Klassenlage zurückgeführt (Ungleichheit); Simmel betonte die differenzierende Wirkung von Arbeitsteilung und Großstadt; die Systemtheorie hebt die Entfaltung eigenständiger, untereinander nicht kompatibler Kommunikationslogiken in den gesellschaftlichen Teilsystemen von Wissenschaft, Wirtschaft, Politik et cetera hervor (Ungleichartigkeit). Da schließlich der soziale Wandel nicht alle an allen Orten gleichzeitig und in gleicher Weise ergreift, entsteht das schon angesprochene Nebeneinander des Ungleichzeitigen. Im Zuge dieser Ausdifferenzierungen erzeugen moderne Gesellschaften aus sich heraus Fremdheiten, die denen, die durch Wanderungen importiert werden, wenig nachstehen. Religiöse, wissenschaftliche, ökonomische oder politische Denkweisen sind immer schwerer miteinander zu vermitteln. An die Stelle der relativ überschaubaren Milieus von Proletariat, Bürgertum und Adel sind eine Fülle kultureller Gruppierungen getreten – in der Alternativszene, den jugendlichen Subkulturen, den internationalen Funktions-Eliten, den Armutsmilieus, den zahlreichen Lebensstilgruppen der Mittelschicht, den Resten traditioneller Milieus der Arbeiterschaft, den ethnischen Kolonien der Zuwanderer et cetera. All das konzentriert sich in den großen Städten, wo auch das Abweichende, das Schräge und Außergewöhnliche normal sein darf. In der modernen Großstadt ist »die Nähe des Fer-

nen« (Simmel) die alltägliche Bedingung städtischen Lebens. Der Fremde ist jeder und er kann alles sein. Die ständige Begegnung mit Fremdheit ist zur städtischen Normalität geworden.

II

Die Überlagerung verschiedener historischer Epochen im Körper der Stadt, die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, der Import fremder Lebensweisen, die sozialen und die kulturellen Differenzierungen autochthoner Milieus, all das macht die Stadt zu einem Ort von Differenzerfahrungen. Die Erfahrung von Differenz, wenn sie nicht abgewehrt wird, ist Anlass für Reflexion, für das Infrage stellen des Gewohnten und Selbstverständlichen und damit für produktives Denken.

Psychologische Theorien definieren produktives Denken als Fähigkeit des Subjekts. Simmel dagegen erklärt produktives Denken aus der sozialen Rolle des Fremden, die dem Individuum Distanz zum Gewohnten nahelegt oder ihm sogar aufzwingt. Er betont damit eine sozialstrukturelle Voraussetzung: die in der Rolle des Fremden angelegte »Einheit von Nähe und Entfertheit« (Simmel 1992: 765). Der Fremde, der der eigenen Kultur nicht mehr und der neuen noch nicht angehört, sei zur Reflexion zugleich aufgefordert und befähigt: »... er ist der Freiere, praktisch und theoretisch, er übersieht die Verhältnisse vorurteilsloser ...« (ebd.: 767). Der Fremde lebt in einer prekären Position zwischen der Welt, die er verlassen hat, und der, in die er zugewandert ist. Das lässt ihn zum kritischen Beobachter beider Kulturen werden. Der Fremde steht außerhalb der Gesellschaft, deren Teil er zugleich ist. Diese Position macht ihn unbefangener, weniger eingebunden in die Selbstverständlichkeiten und Traditionen der autochthonen Bevölkerung und damit auch offener für Veränderungen der bestehenden Ordnung.

Der Fremde ist nicht nur selber in einer Situation, die ihm besondere intellektuelle Leistungen abverlangt. Durch sein Hinzutreten entstehen Situationen, in denen auch den Einheimischen ihre Selbstverständlichkeiten fragwürdig werden. Der Fremde ist der Dritte, der von woanders herkommend kritische Fragen in die Stadt hineinträgt. In der Stadt ist »... der Ferne nah Der Fremde ist ein Element der Gruppe selbst« (ebd.: 765) und kommt doch von außerhalb. Mit dem Hinzutreten des Fremden werden die eingefahrenen Situationsdeutungen der einheimischen Akteure irritiert.

Simmel hat mit der Figur des Fremden auch seine eigene Situation, als emanzipierter Jude Teil der Gesellschaft und doch nicht vollständig integriert zu sein, beschrieben. Der emanzipierte Jude ist hier der paradigmatische Fremde. Deshalb verfügt er über dieselbe Fähigkeit wie der Fremde. Er kann die Gesellschaft, in der er lebt, wie von außen, vorurteilsfrei und objektiv, betrachten. »The emancipated Jew was, and is, historically and typically the marginal man, the first cosmopolite and citizen of the world.« (Park 1928: 354)

Robert Park hat auf eine dritte Verwandtschaft aufmerksam gemacht: die des Fremden und des Juden mit dem Großstädter: »Most if not all the characteristics of the Jew, certainly in his pre-eminence as a trader and his keen intellectual interest, his sophistication, his idealism and lack of historic sense, are the characte-

ristics of the city man, the man who ranges widely, lives preferably in a hotel – in short, the cosmopolite.« (Park 1928: 354 ff.) Die enge Verwandtschaft der Figur des Fremden mit der des Großstädtlers fällt ins Auge, wenn man Simmels Essay über den Fremden mit dem über die Großstadt vergleicht. (Bodemann 2011: 188f.) Der Jude steht für den Fremden, der Fremde für den Prototyp des Großstädtlers. Was an der großstädtischen Lebensweise begründet diese Homologie?

Simmel und auch Park hatten den Fremden als Migrant vor Augen, der die Grenze zwischen verschiedenen Kulturen überschreitet. Aber der Migrant ist nur ein besonders herausgehobener Fall des Fremden. Nicht alle Bewohner deutscher Städte sind Migranten. Und doch begegnet man im öffentlichen Raum dem anderen als einem Fremden. Auch ohne jede Zuwanderung sind Städte Orte, an denen Fremde leben. Auch ohne Migranten konfrontiert die Stadt jeden ihrer Bewohner mit Erfahrungen, die Identitäten infrage stellen.

Städte sind Mosaiken kleiner Welten. Die »*natural areas*«, die Quartiere verschiedener sozialer Gruppen – wie sie in den Arbeiten der Chicagoer Schule beschrieben werden – sind zum Großteil autochthone Kulturen. In den Städten von heute entdecken Ethnologen ähnliche Strukturen. Kulturelle Differenz, soziale Ungleichheit und die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen schaffen eine Fülle von Milieus mit unterschiedlichen Lebensweisen, Identitätsentwürfen und Deutungsmustern. Der Gang durch die verschiedenen Lebenswelten der eigenen Stadt kann eine Erfahrung der Verunsicherung mit sich bringen. Kommunikation und Interaktion über diese Grenzen hinweg verlangen, sich mit anderen, milieuspezifischen Deutungsmustern, Lebensweisen und Identitäten auseinander zu setzen. Das schafft Distanz gegenüber den eigenen Gewissheiten und damit eine Voraussetzung für Selbstreflexion.

Ethnisch bedingte Differenz ist nur ein Sonderfall der normalen und alltäglichen Multikulturalität der Stadt. Sie bezeichnet nur eine der vielen Verunsicherungen, die die Stadt für jeden bereithält, der sich nicht gegen die Erfahrung ihrer Vielfalt, ihrer Gegensätze und Widersprüche zu immunisieren versucht. Stadterfahrung ist eine Schule der Selbstreflexion. Was das Stadtleben so anstrengend macht, ist die Allgegenwart des Fremden, die zugleich eine entscheidende Bedingung für die kulturelle Produktivität der Stadt ist.

Im Gang durch die Stadt wird man mit den Lebensweisen und Symbolen unterschiedlicher Kulturen konfrontiert, mit Armut und Reichtum, mit Rückständigkeit und Modernität. Der Gang durch den urbanen Raum eröffnet ebenso wie die Erinnerung seiner Geschichte den Blick auf ein Panorama menschlicher Lebensmöglichkeiten ebenso wie auf seine Geschichte. Beide Aspekte zusammen bieten eine spannungsreiche Erfahrung von räumlicher Nähe bei kultureller Fremdheit, Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, Präsenz des Vergangenen in der Gegenwart. Städte sind steinerne Geschichtsbücher. In ihren Straßen und Plätzen, den Verwaltungsroutinen und lokalen Bräuchen bewahren sie die Lebensweisen früherer Generationen. Dem, der die Stadt zu lesen versteht, zeigt sich die historische Vielfalt städtischen Lebens.

Die Erfahrung der Stadt als Mosaik kleiner Welten ebenso wie die stetige Gegenwart von Vergangenen in der Gegenwart relativieren die Wirklichkeit heutiger Städter. Die Erfahrung der räumlichen und zeitlichen Heterogenität städtischer Lebensweisen schult den Sinn für Kontingenz, für das, was Musil den Möglichkeitssinn genannt hat: »Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muss geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müsste geschehen: und wenn man ihm von irgendetwas erklärt, dass es so sei wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist« (Musil 1952: 16). Nicht nur die Präsenz des Fremden, auch die des Vergangenen in der Stadt kann zum Anlass für kritische Reflexion und damit für eine produktive Stadtkultur werden.

III

Sich auf die Erfahrung der Diversität der Stadt einzulassen, ist mühsam und riskant. Nicht jeder ist fähig oder willens, sich den damit verbundenen Verunsicherungen auszusetzen und so die eigenen Gewissheiten zu erschüttern. Die Stadt ist wie ein Palimpsest zu lesen, wie ein mehrfach überschriebenes Stück Pergament, auf dem die alten, abgeriebenen Texte noch in Spuren erhalten sind. Aber die Lektüre des steinernen Geschichtsbuchs Stadt verlangt die Arbeit der Rekonstruktion und der Erinnerung. Nicht jeder will und kann sich solche Mühen machen. Zudem: wenn Stadtgeschichte als Schule des Möglichkeitssinns fungieren soll, darf solche Rekonstruktion nicht systematisch selektiv sein. Eine nach einseitigen Interessen selektierende Herrichtung der Zeugnisse der Vergangenheit verengt die Chance, an der Präsenz des Vergangenen in der Gegenwart den Sinn für die Möglichkeiten künftigen städtischen Lebens zu schulen.

Die produktive Auseinandersetzung mit dem Fremden ist erst recht hoch voraussetzungsvoll. Das Hinzutreten des Fremden irritiert die eingefahrenen Deutungen der Akteure. Der (oder das) Fremde ist nicht nur willkommener Anlass für die Selbstreflexion. Er stellt allein durch seine Anwesenheit Gewohnheiten und unhinterfragte Überzeugungen infrage. Das kann Nachdenklichkeit, aber auch aggressive Abwehr wecken. Denn es verunsichert auf dreifache Art: als das Unbekannte, das Ärgliche und das Andersartige.

Begegnungen im öffentlichen Raum der Stadt sind gewöhnlich Begegnungen zwischen Unbekannten. Begegnungen mit Unbekannten verunsichern, weil man ihre Verhaltensweisen nicht kennt. In der Begegnung mit dem unbekannten Fremden weiß man deshalb nicht, wie man sich selber verhalten soll, noch weniger kann man prognostizieren, wie die Begegnung verläuft. Begegnungen mit dem unbekannten Fremden schaffen Situationen der Unsicherheit, in denen der Verlust der Kontrolle der äußeren Situation droht.

Alfred Schütz (Schütz 1944: 499–507) hat die Ärgernisse beschrieben, die gerade von dem Fremden ausgehen, der sich um Integration bemüht. Anders als ein

Kind, das im langsamen Heranwachsen die Kultur, in die es hineingeboren wurde, erlernt, ist der Fremde in der Regel Erwachsener, der die Selbstverständlichkeiten und Gewohnheiten der ihm fremden Kultur bewusst lernen muss. Er wird also Fragen stellen. Die bloße Tatsache, dass Erklärungen für überkommene Gewohnheiten verlangt werden, ist unangenehm. Sie zwingt, über den Sinn oder Unsinn von Verhaltensweisen nachzudenken, die bislang selbstverständlich waren. Der Fremde wird aber gerade dort besonders hartnäckig nachfragen, wo die Selbstverständlichkeiten und Gewohnheiten seiner neuen Umgebung aus sich heraus unverständlich, widersprüchlich oder irrational sind. Gerade in seinem Bemühen, sich in eine andere Kultur zu integrieren, macht der Fremde auf die Irrationalitäten und Widersprüche der einheimischen Kultur aufmerksam. Seine wohlgemeinten Fragen lassen ihn zum Ärgernis werden. Er erscheint als illoyaler Kritiker, und wer sich trotzdem auf seine Fragen einlässt, kann an seiner eigenen Identität unsicher werden. Kurz: Begegnungen mit Fremden schaffen Ärgernisse.

Der Fremde als der Andersartige verunsichert, weil er an verdrängte Regungen erinnert. Dem Fremden werden gerne ungehemmtere Sexualität und Aggressivität unterstellt. Allein schon solche Projektion macht ihn zur beängstigenden Figur. Aber die Verunsicherungen durch die Begegnung mit dem Fremden reichen tiefer. Auf den Fremden wird projiziert, worauf man selber in einem schmerzvollen Prozess von Sublimation und Verdrängung zu verzichten gelernt hat. Begegnungen mit Fremden, die diese Opfer des Zivilisationsprozesses scheinbar nicht auf sich genommen haben, stellen den eigenen Verzicht auf ungehemmte Triebbefriedigung infrage. Begegnungen mit dem Fremden schaffen Situationen, in denen der Verlust der inneren Kontrolle droht.

Es gibt viele Wege, sich den Unannehmlichkeiten, die mit der ständigen Konfrontation mit Fremden verbunden sind, zu entziehen: der Auszug nach *Suburbia*, der Rückzug in *gated communities*, deren Einfriedungen in Deutschland allerdings anders als in den USA oder China noch nicht aus Steinen und Draht sondern aus prohibitiven Preisen und exklusivem Design bestehen. Das Pendant zur Selbstausgrenzung der Mittel- und Oberschichten ist die Ausgrenzung von Arbeitslosen, Armen und nicht integrierten Zuwanderern. Ausgrenzung verengt die Erfahrung gegenwärtiger Lebensmöglichkeiten, die das Mosaik der Stadt bereithält. Sie kommt zustande durch ein Zusammenspiel von ökonomischer Ungleichheit, Diskriminierung und reaktivem Rückzug in die Enge einer Subkultur der Armut oder in die scheinbaren Sicherheiten einer erstarrten Herkunftskultur. Die einen verlassen ihre Enklaven zur Arbeit oder zum kulinarischen Genuss ausgewählter Angebote. Sie meiden die Erfahrung der Diversität von Stadt. Den anderen ist diese Erfahrung verschlossen. Sie bleiben in ihren Quartieren gefangen. Die einen sind woanders, die anderen in einem Nirgendwo, aber alle sind außerhalb der Stadt. Eine in gentrifizierte Enklaven und Räume der Ausgrenzung sich polarisierende Stadt wäre die Perversion städtischer Diversität und damit das Ende einer produktiven Stadtkultur.

Literatur

- Bodemann, Yark Michal (2011): »Von Berlin nach Chicago und weiter: Georg Simmel und die Reise des ›Fremden‹«, in: Mieg, Harald A. (Hrsg.): *Georg Simmel und die aktuelle Stadtforschung*, Wiesbaden: VS, S. 185–211
- Erdheim, Mario (1992): »Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität«, in: *Psyche*, Nr. 46/8
- Luhmann, Niklas (2017): »Zur Innendifferenzierung des Gesellschaftssystems: Schichtung und funktionale Differenzierung«, in: *Soziale Welt*, Nr. 2/2017
- Musil, Robert (1952): *Der Mann ohne Eigenschaften*, Hamburg: Rowohlt
- Park, Robert (1928): »Human Migration and the Marginal Man«, in: ders. (Hrsg.): *Race and Culture*, New York: The Free Press
- Schütz, Alfred (1944): »The Stranger. An Essay in Social Psychology«, in: *American Journal of Sociology* 49
- Simmel, Georg (1993): »Die Gross-Städte und das Geistesleben«, in: ders.: *Das Individuum und die Freiheit*, Frankfurt am Main: Fischer
- Simmel, Georg (1992): *Soziologie. Gesamtausgabe, Bd. 11*, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Stadtkultur ist
eine Kultur der
Differenz

